

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Aus dem Oldenburger Lande

Bucholtz, Franz

Oldenburg, 1889

Vom Kloster Rastede.

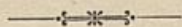
urn:nbn:de:gbv:45:1-7913



d*

Inhalt:

Das erste Erscheinen des Christenthums. — Die Kirche zu Wiefelstede. — Das Kloster zu Rastede und die gräfliche familie. — Kirchliche Zustände. — Die Einführung der Reliquien. — Zeichen und Wunder. — Wechselfälle des Klosters. — Geistiges Leben. — Die Rasteder Chronik. — Die Sage vom Grafen Huno und vom Löwenkampfe des Grafen Friedrich. — Die Bilderhandschrift des Sachsenspiegels. — Spätere Schicksale. — Verfall der Sitten. — Säcularisation. — Das Jagdschloß Graf Anton Günthers. — Der Landsitz von Römers. — Schluß.





Schon lange vor Karl dem Großen hatten von den brittischen Inseln aus zahlreiche Sendboten das Evangelium in das innere Deutschland getragen und auch zu den nördlichen Gegenden, welche die Völkerschaften der Sachsen und Friesen bewohnten, die ersten Keime der christlichen Gesittung gebracht. Klösterliche Anlagen entstanden, wo an einem alten Marktplatz der Heerstraße der Verkehr sich drängte oder eine heidnische Göttersäule von dem Artschlage des gottbegeisterten Missionärs gefallen war. Sie bezeichneten die Etappen des Eroberungszuges, die festen Warten, welche bestimmt waren, das gewonnene Gebiet zu sichern und die Stützpunkte der christlichen Colonisation zu bilden. Im südlichen Theile des Herzogthums Oldenburg hatte der Abt Castus zu Bisbeck ein Missionshaus gegründet, inmitten einer Gegend, wo die gehäuften Steindenkmäler auf der Haide noch heute den Beweis liefern, daß eine uralte Cultusstätte unserer Voreltern sich hier befunden hat. In den Gemeinden der Friesen, am Rande der See, hatten Mönche aus Schott-

land und der große Heidenapostel Winfried das Zeichen des Kreuzes errichtet, aber die Masse des Volkes war auch hier dem neuen Glauben erst gewonnen, als in schrecklichen Kriegen Karl der Große den Sachsenstamm niederwarf und zugleich mit den siegreichen Waffen das milde Wort von dem Sohne Gottes, der Mensch wurde unter den Geschlechtern der Erde, überwältigend eindrang in die westfälischen Wälder und in die öden Sümpfe Frieslands. Die Schöpfung der Bisthümer, an welche nach römischer Art jetzt das unterworfen Land vertheilt wurde, gab dem Werke des Eroberers die feste organisatorische Grundlage, zwischen Osnabrück und Bremen bildete fortan die Hunte die Grenze und über die Klöster und Bethäuser, um welche die neubefehrten Kreise sich gesammelt hatten, erhob sich immer mächtiger eingreifend das bischöfliche Regiment und die hierarchische Organisation, die Bonifacius der fränkischen Kirche verliehen hatte, um sie mit Hülfe eines solchen Instrumentes, einheitlich in Lehre und Gehorsam, dem römischen Papste zu unterwerfen.

Für die nordischen Districte blieb das Bisthum Bremen der Ausgangspunkt der Mission. Hier hatte der Engländer Willehad auf einer Düne an der Weser ein schlichtes Gotteshaus erbaut, an derselben Stelle, wo sich später der Dom der reichen Hansestadt erhob. Von dort aus fuhr er den Fluß hinunter zu den Friesen, welche die Inseln in dem vielgetheilten Strome bewohnten, und auf dem äußersten Eilande an der See, das ein Heiligthum des Donnergottes barg und deshalb Pleccateshem oder Blexen genannt wurde, gründete er eine christliche Kirche zu Ehren des heiligen Hippolyt. Sein Nachfolger

auf dem Bischofssitze, Ansharius, erbaute die Kirchen der Stedinger zu beiden Seiten der Hunte, die zu Elsfleth zu Ehren des heiligen Crispinus, dessen Leichnam Karl der Große der Kirche zu Osnabrück geschenkt hatte, und die zu Berne dem Egidius zum Andenken, welcher der Beichtvater des großen Kaisers gewesen war. Und nicht lange dauerte es, da schauten auch an anderen Orten Frieslands niedrige Gotteshäuser von sicheren Wirthplätzen auf das Land hinab, das unter dem Schutze eines sich stetig erweiternden Deichringes aus dem Meere emporzu steigen begann.

Verhältnißmäßig spät aber tritt die Wiege des oldenburgischen Fürstenhauses, der Ammerigau, in diese Phase einer gewaltigen politischen und socialen Umwälzung hinein. Es war fast zwei Jahrhunderte nach Karl dem Großen, daß ein anderer großer Kirchenfürst zu Bremen, der Bischof Adalbert, 1052 die älteste Kirche des Ammerlandes zu Wiefelstede weihte. Sie lag an einem jener Heerwege, welche von den friesischen Marschen bis an die Elbe und den Rhein führten und zu ihr hielten sich im weiten Umkreise die christlichen Dörfer. Da kamen auf einsamen Pfaden durch Wald und Haide die Bewohner des Ammerlandes bis nach Friesoythe hinunter, und bei dem letzten Gehölze hieß der Weg der Freudendamm. Denn von hier aus sahen die Kirchgänger zum ersten Male das liebe Gotteshaus und stimmten Freudenlieder an. Und ebensoweit von Süden bis nach Hatten zu naheten andere Haufen, die einen Damm von erlenen Balken durch das Moor und die Hunteniederung gelegt hatten, um die gegenüber liegende Höhe zu gewinnen. Auch für sie gab

1057

es Merkzeichen auf der Reise. Wenn sie auf einer Anhöhe vor Wiefelstede, die noch jetzt der Heiligenberg heißt, zuerst das Ziel ihrer mühsamen Wanderung erblickten, so fielen sie auf die Knie und dankten Gott für seine Gnade. Die christlichen Hausleute zu Wiefelstede aber gaben den frommen Pilgern Nachtlager und Kost, und die Kirche entgalt diese Gastfreundschaft, indem sie dafür die Freiheit von Zehnten gewährte.

Die großen Entfernungen und die Zunahme des christlichen Lebens führten bald zur Gründung neuer Kirchen, meistens auf den Stellen, wo schon früher sich Bethäuser befunden hatten, die von den größeren Missionsstätten der Nachbarschaft bedient wurden. Bald entstanden von Wiefelstede aus Töchterkirchen zu Zwischenahn und Westerstede, und weiter östlich lag noch ein Platz, die Radestat oder Rodestätte, wo man den Wald gerodet hatte, später Rastede genannt, der zum Baue eines Gotteshauses eine geeignete Stelle zu sein schien. Und als das 12. Jahrhundert hereingebrochen war, ragten auch im Ammerlande die hölzernen Thürme der neuen Kirchen empor und am Sonntagmorgen läuteten die Glocken ihren Weckruf über die Haide und den schweigenden Wald.

Die ammerschen Grafen hatten ohne Zweifel bei diesen Kirchengründungen im Gau hervorragende Hülfe geleistet, und ihre fernere Betheiligung an geistlichen Einrichtungen läßt erkennen, daß sie gottesfürchtige und wohlgesinnte Leute waren. Nach einer unbeglaubigten Sage haben sie bereits im 9. Jahrhundert zu Tadeleh ein Kloster besessen, welches als Begräbnisort der Verstorbenen

des Hauses diene und im 12. Jahrhundert von einer großen Sturmfluth verschlungen sein soll. Es war angeblich dem St. Vitus geweiht und von den schwarzen Benedictinern bewohnt, aber in keiner der gleichzeitigen Geschichten und Güterverzeichnisse des Ordens wird seiner Erwähnung gethan.

Neben den Kirchen war nichts so sehr geeignet, die Frömmigkeit zu wecken und dem christlichen Leben zum Vorbilde zu dienen, als die Gründung von Klöstern, und so werden die Grafen im 12. Jahrhundert als die Patrone eines Klosters zu Radestat aufgeführt, dessen genaues Stiftungsjahr sich nicht mehr ermitteln läßt. Der vorhandene Stiftungsbrief der älteren Dorfkirche zu Rastede datirt vom Jahre 1059 und thut des Klosters keiner Erwähnung. Die erste Reliquieneinführung fällt nach der späteren Chronik in das Jahr 1121 und da sie bereits unter der Regierung des ersten Abtes geschah, wird das Stiftungsjahr nicht weit zurückliegen. Vielleicht wird also das von Winkelmann und Anderen angenommene Jahr 1091 zutreffen. 1160 wird sodann dem Bischof zu Bremen die ihm bestrittene Gerichtsbarkeit über die abbatia de Radestat vom Papste zuerkannt, woraus zu schließen ist, daß von der Kirche allein die Gründung nicht ausgegangen sein kann. Es mag dahingestellt bleiben, was die Klostermythe über die Veranlassung der Stiftung durch einen sagenhaften Grafen zu erzählen weiß oder die Geschichtsschreiber an Hypothesen zur Aufklärung des Geheimnisses beigebracht haben. Es wird genügen, die Gründung in die Zeit zu versetzen, als die Grafen aus dem Dunkel ihrer Wälder hervorzutreten beginnen und

durch ihre Verbindung mit den Sachsenherzögen sich politisch bemerkbar machen, vielleicht auch schon zu mehrerem Schutze ihres Gebietes am Zusammenflusse der Hunte und Haaren die Burg erbaut hatten, in welche sie jetzt von dem Hause am Zwischenahner Meere ihren Wohnsitz verlegten. Es war die Sitte der Zeit, daß die Großen der Landschaft und jetzt die eifrigsten Förderer des neuen Glaubens durch eine kirchliche Stiftung ihren religiösen Sinn bethätigten. Die mannigfachsten Interessen der Familie pflegten sich mit denjenigen eines Klosters zu vereinigen. In seiner Einsamkeit suchte der Krieger den Hafen, welchen er in den Stürmen des Lebens nicht gefunden hatte, die Mönche waren die Annalisten des Hauses und die Bewahrer der seltenen Kunst des Schreibens und des Lateins, daher unentbehrlich für die Verbriefung von Rechtsacten und Herstellung von Schriftstücken, unter den Reliquien lagen die Leiber dahingegangener Vorfahren und wenn der hohe Gast selber daran ging, seine Rechnung mit dem Himmel zu ordnen, so fand er an den Mönchen um so bereitwilligere Vermittler, je mehr er bei Lebzeiten sich ihnen als freundlicher Spender bewiesen hatte. In diesem Sinne wurde das Kloster Rastede ein unentbehrliches Stück unter den Besizthümern der Familie und auch in den späteren Wandelungen verflochten sich die Geschehnisse beider auf das Innigste mit einander.

Das Kloster lag hinter einem hohen Rande, welcher ziemlich steil auf eine Strecke zweifelhaften Gebietes abfiel, auf niedriges Moor oder Sumpfland, das in mehreren Armen die damals nach der Tade abfließende Weser durchzog. Einstmals war der Fluß von dem Meere bis

hierher schiffbar gewesen. Ein Schiffsanker und Bernstein hatten sich später noch im Moore gefunden. Der Rand barg in seinem Innern mächtige Thonschichten, die in den Urzeiten von der umspülenden See abgelagert waren und die ein vortreffliches Material zu rothen Backsteinen abgaben, weshalb auch bald neben dem Kloster eine Ziegelei errichtet wurde. Uralte Wälder schauten von den Anhöhen herab, die Stätte war vielleicht ein Tummelplatz heidnischer Dämonen in der Wildniß gewesen, und wenn der gräßliche Stifter gerade hier die Kreuzesfahne und den Altar sich erheben ließ, so glaubte er sicherlich, um so kräftiger der Fortdauer des Spukes in den schwankenden Gemüthern der Bevölkerung zu begegnen.

Denn obgleich äußerlich der mächtige Bau der christlichen Kirche, die jetzt alle Lande des einstigen Frankenreiches umspannte, durch die Bestrebungen des großen Karls und seiner Nachfolger unzerstörbar befestigt zu sein schien, so fehlte doch noch viel, um in Bewußtsein und Brauch der Masse die Ueberlieferungen der heidnischen Vorzeit von Grund aus zu verdrängen. Schaarenweise war nach den entscheidenden Niederlagen der Sachsenkriege das Volk von den fränkischen Reitern in die Flüsse gesprengt, wo die fremden Priester standen, die durch Bespritzung mit Wasser unter Hersagen unverständlicher Worte die Täuflinge zu Christen weihten. Mit Todesstrafe war in den Capitularien bedroht, wer das Fasten verachte, in verwerflichem Aberglauben Menschenfleisch verzehre oder Anderen zu essen gebe oder eine Leiche nach vormaliger Sitte verbrenne. Aber es bedurfte der nachhaltigen Einwirkung der geistlichen Befehrer, die unter dem Volke sich

anfällig gemacht hatten, um alles Denken und Thun, jede Sitte, alle Formen des Lebens nach den Gesetzen des Christenthums umzugestalten. Mehrfach mußte die triumphirende Kirche selber des höheren Zweckes wegen sich bequemen, den heidnischen Vorstellungen Zugeständnisse zu machen. Jahrhunderte lang bestand ein Mißglaube und bis tief in das Mittelalter hinein, ja theilweise bis zur Neuzeit haben sich unter christlichen Namen und Formeln altgermanische Anschauungen erhalten. Noch im 11. Jahrhundert sah der bremische Erzbischof trotz der Erfolge, welche die ersten Inhaber der Diöcese, die Heiligen Willahadus, Anscharius und Rembertus für die Christianisirung des Nordens erzielt hatten, sich genöthigt, in der Nähe der Stadt einige Haine zu fällen, welche, wie Adam von Bremen sagt, von den Marschbewohnern dieser Gegend aus einer thörichten Ehrfurcht besucht worden waren. Wenn dies in dem Lande der Friesen geschah, wo der fruchtbare Boden, die Gelegenheit zu Handel und Schifffahrt eine frühe Cultur gezeitigt hatten, wie lange werden in dem dünnbevölkerten, mit Einöden bedeckten Ammerlande an heimlichen Plätzen die nationalen Götter verehrt, die alten Festgebräuche begangen und Pferdeopfer gebracht sein, ehe es der Consequenz und Energie der Priester und Mönche gelang, das Heidenwerk zu vernichten und auch diesen fast vergessenen Gau als gehorsames Glied dem Reiche des neuen Gottes einzufügen, als dessen Statthalter der Nachfolger des Apostels in der weltbeherrschenden Roma seines Amtes wartete.

Es wird keinem Zweifel unterliegen, daß das Kloster Rastede viel zur Durchführung der Befehrungsarbeit bei-

getragen hat. Zwölf Mönche von dem Orden der Benedictiner nach der Zahl der Apostel bewohnten dasselbe und der Dreizehnte war der Abt. Der beständige Schutz- und Schirmherr war der Graf von Oldenburg, an welchen sie beim Antritt der Regierung ein Geschenk von 100 rheinischen Goldgulden und einen jährlichen Ruchschatz von 30 Mark zahlen mußten. Die geistliche Aufsicht führte im Namen des Erzbischofs in Bremen, zu dessen Sprengel alles Land nördlich der Hunte gehörte, der Propst zu St. Willehadus. Er kam zu bestimmten Zeiten, um von den Einrichtungen der Kirchen und Klöster und dem Zustande der Gemeinden Kenntniß zu nehmen, und mit den Visitationen war an den Hauptplätzen das geistliche Gericht, der Send oder Synodus, verbunden, das aus sieben Männern seines Gefolges, aus dem Priester der Kirche und dem geschworenen Richter bestand. Dann mußten von den Zeugen die vorgeschriebenen Fragen über die kirchliche Zucht in ihrer Gemeinde beantwortet werden: ob auch Zauberer oder Segensprecher vorhanden seien, ob Jemand Blut oder Fleisch von einem verreckten Thiere esse, ob Jemand zur Nachtzeit über einen Todten Teufelslieder singe, ob Jemand Opfer verrichte bei den Bäumen, Brunnen oder Steinen, gleich als bei Altären, oder ein Licht oder anderes Geschenk bringe, gleichsam als wenn eine Gottheit dort wohne, die Gutes und Böses thun könne. Manchmal entstand auch Streit mit dem weltlichen Machthaber über das Gericht. Als im Jahre 1450 der Propst Diedrich Baller im Ammerlande unter dem Beisitze der Pfarrherren zu Rastede, Wiefelstede, Alpen und Edeweicht den Send hielt und über den Hennecke Wolberinck,

der den Pastoren Diedrich Grove zu Twischena erschlagen hatte, sammt seinem Geschlechte bis ins neunte Glied den Bann aussprach, suchte der Graf Gerhard von Oldenburg den Vollzug des Urtheils zu hindern. Es entstand aber gleich darauf eine große Pestilenz im Lande und der Graf, der die Warnung verstand, ließ sich zu einem Vergleiche herbei, so daß der Official fortan frei und friedlich seinen Obliegenheiten nachzukommen vermochte. Alle drei Jahre aber erschien der Bischof selbst, um neuerbaute Kirchen zu weihen, die Kinder zu firmeln und die Uebelthäter zu strafen, die seiner eigenen Gerichtsbarkeit vorbehalten waren.

Die unentbehrlichste Grundlage für das Gedeihen eines Klosters jedoch waren die Reliquien. Selten gelang es, die irdischen Reste eines Heiligen an Ort und Stelle zu erwerben, und so sahen sich die Fürsten oder Bischöfe nach Rom gewiesen, das einen reichen Schatz ehrwürdiger Gebeine hütete. Unererschöpflich erwiesen sich jetzt die Katakomben. Sie wurden für die Päpste eine Quelle des Reichthums und zugleich ein gewichtiges Mittel zur Ausbreitung ihres Ansehens.

Im Jahre 1121 am 6. Feiertage nach des Herrn Himmelfahrt, als noch der erste Abt, Detmarus genannt, dem Kloster in Zucht und Ehrbarkeit vorstand, kam der Mönch Swederus wieder nach Rastede zurück, der eine Wallfahrt nach den heiligen Orten gethan hatte und eine Reihe von seltenen Reliquien mit heimbrachte, vielleicht auch von den Brüdern auf die Suche nach solchen ausgesandt war. Sie gehörten dem Papste Nicasius und seinen Genossen, ferner Kölnern, Lüttichern und anderen Bischöfen an, es war eine ganze Collection von Köpfen,

Armen, Beinen, Gürteln und Schleiern, außerdem ein Zahn der Märtyrin Eutropia, des Nicasius Schwester, und etwas von dem Körper der heiligen Jungfrau Rosa, die eine der 11 000 war. Swederus wurde zum Danke für die reiche Spende zum zweiten Abte gewählt. Er machte nochmals eine Reise nach dem römischen Hofe, um die Confirmation der Güter des Klosters zu erhalten. Sonst aber war sein Regiment kein glückliches: In seinen letzten Zeiten wurde das Kloster nebst anderen Gebäuden vom Blitze gezündet, und als einige Herren von Almeseleben oder Ammeneseleben, die um Magdeburg ansässig waren, sich der Güter desselben unter dem Vorgeben vermeintlicher Erbansprüche an die oldenburgischen Grafen bemächtigen wollten, verlor der Ehrenwerthe den Kopf. Er ergriff, wie die Chronik erzählt, ein Brod aus dem Backhause und entwich aus der gegen Osten führenden Thür. Wie die zurückgebliebenen Brüder glaubten, hat der Unruhige sein Leben auf Wallfahrten beschlossen, da er niemals wieder erschien. Der Erzbischof Adalbert mußte die Beuteritter vertreiben und dem Kloster einen neuen Abt setzen. Die heiligen Partikel aber, die in dem Sacke des Swederus sich befunden hatten, waren zwar Stücke sehr respectabler Personen, vermochten sich indessen an Berühmtheit nicht zu messen mit anderen Reliquien gleichzeitiger Klöster. Auch scheinen sie nicht ganz gehalten zu haben, was man sich eigentlich von ihnen versprechen mußte, oder lag es an der kühlen Sinnesart der Norddeutschen, die minder wunderfüchtig waren, als der lebhafteste Bruderstamm im Süden, genug, eine hervorragende Befähigung zu außerordentlichen Verrichtungen haben

Nicasius und seine Kollegen nicht besessen. Als einzige Specialität in dieser Branche wird uns gemeldet, daß sie durch Gerumpel den Tod eines oldenburgischen Grafen oder eines Klosterinsassen anzeigten, was doch für Knochen so exquisiter Herkunft eine etwas alltägliche Beschäftigung war. Ebensovienig vermochten die später hinzugekommenen Reliquienstücke ganz aparter Art, die unter dem Hauptaltare lagen, als da sind Stücke vom Stabe Moses, vom Barte des heiligen Petrus, von der Milch der heiligen Jungfrau &c. Die Brüder scheinen mit allen ihren Varietäten kein rechtes Glück gehabt zu haben.

Wie viel ruhiger und vornehmer wirkte der alte Bischof Siwardus in seinem Grabe in der Klosterkirche! Er war von heidnischen Völkern von seinem Bischofsstige Upsala in Schweden vertrieben worden und nach dem Ammerlande gekommen, wo er mit Einwilligung des Erzbischofs bischöfliche Rechte ausübte. Er weihte 1134 die Kirche in Twischena, wo noch Graf Egilmar einen Sitz hatte, und gegenüber am See die hölzerne Kapelle der dort ansässigen Herren. Nach so löblichen Werken fand er im Rasteder Kloster seine letzte Ruhestätte und wer ungebührlich auf das Grab trat, den überkam noch desselbigen Tages Mergerniß und Spott. Dies passirte im Jahre 1375 auch dem Grafen Conrad, weshalb er über dem Grabe einen Altar und über der Stelle, wo das Haupt lag, ein Gitter errichten ließ. Dasselbst aber gab es immerwährend Licht und Glanz. Und wie viel eindringlicher griff die heilige Jungfrau selber in das Treiben dieser Welt ein! Im Jahre 1461 am dritten Feiertag nach Ostern wurde bemerkt, daß ihr Bild, das über dem

Hochaltare der Klosterkirche hing, im Gesicht erröthete und zehn Tage lang vor Unmuth dergestalt schwitzte, daß die hellen Tropfen auf ihr Gewand hinabrollten. Und es war doch vor und nach der Wahrnehmung sehr trockene Luft und an keinem Orte im Kloster einige Feuchtigkeit anzutreffen. Wohl aber durften die Gutgesinnten im Lande mit Besorgniß auf das Zeichen blicken, welches der zürnende Himmel offenbarte in jenen Tagen voller Gräuel, da unseliger Bruderzwist das gräßliche Haus erfüllte und die Söhne Einer Mutter, die Grafen Gerhard und Moritz, über das väterliche Erbe die Waffen gegen einander erhoben.

* * *

Die fromme Neigung der Jahrhunderte hatte die christliche Kirche schon längst mit colossalem Besitze begabt. So oft auch Krieg und Gewaltthat oder die energischen Säcularisationen der deutschen Kaiser sich an ihrem Reichthume vergriffen, überall verstanden es die verschiedenen Corporationen, im Wettstreit diesen Schaden wieder einzubringen.

Auch das Rasteder Kloster war allmählig aus dem Dunkel seiner Existenz hervorgetreten. Seit dem 14. Jahrhundert fingen die Aebte an sich von Gottes Gnaden zu nennen. Ihr Siegel enthielt das gekrönte Bild der Maria, auf dem halben Mond stehend und ganz von Strahlen umgeben, auf dem linken Arme das Christkindlein, dem sie mit der Rechten das Scepter reicht. In Gemeinschaft mit dem Abte zu Hude und den Dechanten des Domstiftes bei der St. Lambertus-Kirche zu Oldenburg und

des Collegiatstiftes zu Delmenhorst bildeten sie die hohe Prälatur der Grafschaften.

In gleicher Weise hatte sich auch der Besitz des Klosters allmählig gemehrt. Neben den alten Gebäuden entstanden bequemere Anbauten, Gastzimmer für reisende Brüder und vornehme Leute, Stallungen und Gesinderräume, und bald durfte man sich auch des damals seltenen Luxus der gläsernen Fenster erfreuen. In der Kirche erhob sich ein Altar nach dem anderen; groß war die Zahl der Fahnen und Gewänder, der Monstranzen, Breviere und der von Silber glänzenden Kästchen mit heiligen Reliquien, welche fromme Pilgrime zurückzubringen und im Kloster zu weihen pflegten. Es waren nicht alle Leute so knauserig, wie die Edelleute und Schildknaben von Mansingen, von Lünen und von Apen, deren Eltern im Kloster begraben lagen und die einstens zu einem Neubau Vieles verheißen, aber nicht das Geringste ausbezahlt hatten. Auf dem Ammerlande und in den stedingischen Dorfschaften im Osten, welche längs der unteren Weser der Colonisationseifer der bremischen Bischöfe ins Dasein gerufen hatte, lagen die Grundstücke und Hufen, ja selbst in Ostfriesland und in den Gemeinden jenseits der Weser und in Westfalen waren dem Kloster Grundbesitzungen, Behnten und Patronatsrechte zugefallen, die es theils mit seinen Ersparnissen gekauft, theils durch die Zuwendungen frommer Spender, die um ihr Seelenheil sorgten, erworben hatte.

Man glaube aber nicht, daß die Brüder allezeit im Ueberflusse geschwelgt hätten. Oft genug war Schmalhans Küchenmeister. Es gab manche Aelte, die das Klostergut

nicht mit der Kraft zu verwahren wußten, welche die rauhe Zeit erforderte. Große Ansprüche erhoben die Bremer Bischöfe und der Papst, und man konnte sich nicht allezeit eines Erzbischofs Gerhardus versehen, von dem die Chronik rühmt, daß er niemals dem geistlichen Stande eine Auflage gemacht und des apostolischen Stuhles Abgesandte, als sie von ihm zu fordern kamen, in eine Mühle haben einsperren lassen, damit sie statt der Esel Säcke trügen.

Am zudringlichsten war der Graf von Oldenburg, der die Oberaufsicht über die Güter des Klosters führte und die Klostermeier richtete. Nur zu bequem war es, im Drange der Noth diese Macht zu gebrauchen, um die reichen Mittel der geistlichen Herren eigenen Zwecken dienstbar zu machen. Die schlimmste Periode aber brach für das Kloster an, als um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Kriege der Stedinger wütheten. Das ganze Land an der Weser lag jahrelang unbebaut und in der Kirche zu Elsfleth zogen die Wölfe und andere Thiere ihre Jungen auf, wie an wüsten Orten. Da drang die Armuth auch in das Kloster. Die Mönche zerstreuten sich aus Mangel an Unterhalt und es dauerte ein Jahr, ehe sie sich wieder einfanden und ein Jeder in seinen Stand aufs Neue eingesetzt war. Der darauf folgende Abt Otto war ein oldenburgischer Graf, der in Rastede das Mönchsfleid genommen hatte und, zum Abte von St. Pauli zu Bremen erwählt, später mit dem Abte Wilhelm von Mercele die Abtei vertauschte. Er war so hoch angesehen, daß er bald zum Bischof in Minden erwählt worden wäre, wenn nicht die dortigen Adelligen auf ihn als Eindring-

ling eifersüchtig geworden wären. Aber auch dieser vermochte nicht dem Uebermuthe seiner weltlichen Vettern zu wehren. Sie schleppten Kelche und Zierrathe aus der Kirche weg und als hier nichts mehr zu holen war, ergriffen sie die friesischen Wallfahrer, die jederzeit zu Marien Empfängniß nach Rastede eine Prozession zu machen pflegten, und ließen sie nicht eher los, als bis sie ihnen genügend Geld abgezwaht hatten. Ein ganz schlimmer Geselle scheint unter dem Abte Albertus gleich darauf der oldenburgische Graf Johannes gewesen zu sein. Er durchzog mit Pferden, Hunden und unnützem Gesinde das Land und war bei Ordensleuten und Gemeinen verhaßt. Dann lebte er wie ein Bauer in Rastede mit einer hübschen Wirthin zusammen, die er mehr liebte, wie seine Frau. Der Abt Henricus wurde von ihm so mit Verdruß überhäuft, daß er nach fünf Jahren die Vorsteherschaft aufgab. Dem folgenden Abte Arnoldus, den der Erzbischof schickte, gelang es, die eingerissene Unordnung einigermaßen wieder zu beseitigen. Der Quälgeist der frommen Leute, Graf Johannes, wurde von dem Bischofe in den Bann gethan und mußte das dem Kloster bereitete Ungemach mit 3 Handpferden und 10 gemeinen Pferden ersetzen. Als der 13. Abt Johannes das Kloster im Jahre 1317 antrat, machte er einen Ueberschlag über die Schulden und Einkünfte, und das Resultat war noch eine sehr ungenügende Bilanz. Sein Nachfolger Helmericus gab es auf, dem Kloster vorzustehen, weil er wegen dringender Armuth nichts ausrichten konnte. Selbst das vergüldete Bild der Jungfrau und der Kopf des alten Nicasius, welcher ebenfalls Goldblech trug, waren versetzt worden.

Erst der Abt Oltmannus seit 1375 scheint Wandel geschaffen zu haben. Er war ein tapferer und kluger Mann, der sich auch vor den Fürsten nicht scheute. Er löste die verpfändeten Monstranzen ein und baute die verfallenen Gebäude wieder auf. Die späteren Zeiten waren friedlicher. Zusehends mehrte sich wieder der Besitz an fruchtbaren Aekern, Wiesen und Waldungen, und reiche Zehnten und freiwillige Gaben flossen in die Speicher, in Küche und Keller.

Aber mit Nichten galt allein das Streben nach äußerem Besitze. Die Benedictiner waren es, welche ungastliche Thäler mit Fruchtbäumen und Rebgeländen schmückten, in ihren Klosterschulen die Jugend des Landes unterwiesen, in ihren Chroniken die Anfänge der mittelalterlichen Geschichtschreibung schufen und nicht den mindesten Dank der Nachwelt durch ihre rastlose Thätigkeit für handschriftliche Bervielfältigungen erwarben. Auch auf das unscheinbare Kloster, welches im Norden weitab vom großen Verkehre im Walde lag und wenig an dem Ruhme seiner Schwesterabteien im übrigen Deutschland theilnahm, fällt ein Schimmer dieses geistigen Lebens, das anderswo in Werken mönchischen Fleißes so kostbare Früchte zeitigte.

Der Bischof Siwardus, der von den Stürmen der Uebergangszeit hoch aus dem Norden in das ammerländische Kloster verschlagen war, scheint der Erste gewesen zu sein, der mit seiner classischen Bildung den rohen sächsischen Mönchen einige feinere Cultur zutrug. Er schenkte ihnen die Kleinodien, die er aus dem Schiffbruche seines schwedischen Bisthums gerettet hatte, und legte mit seinen Büchern, unter denen sich nicht nur theologische Werke,

sondern auch medicinische und philosophische Schriften befanden, den Grund zu der nicht-unbedeutenden Klosterbibliothek, die später in den Besitz des Grafen Christoph überging. Vielleicht richtete er auch die Klosterschule ein, als deren schreibfertiger Rector Rycolfus im Jahre 1242 erwähnt wird und die unstreitig eine Stätte verfeinerter Bildung für den jungen Adel der Nachbarschaft war.

Nach klösterlicher Sitte begannen die Mönche ferner die Urkunden, Kaufbriefe und Schenkungsacte oder sonstigen Schriftstücke, die auf ihre Verhältnisse Bezug hatten, zu einem Archive zu sammeln und ein weiterer Schritt führte alsbald dazu, eine Chronik des Klosters anzulegen, in welcher die Ereignisse im kirchlichen Leben und die Schicksale der Nachbarschaft gleichmäßig Aufnahme fanden. Diese Rasteder Geschichtswerke gehören zu den ältesten Urkunden für die Lokalgeschichte des Herzogthums und sind trotz ihrer legendarischen Fassung von unschätzbarem Werthe.

Das älteste der uns überkommenen Werke befindet sich im Landesarchiv zu Oldenburg und muß zu Ende des 13. oder Anfang des folgenden Jahrhunderts entstanden sein. Es wird die *Annales Rastedenses* oder in der Neuzeit auch die *Historia de fundatione monasterii Rastedensis* genannt. Das auf Pergament geschriebene und in Seehundsfell eingebundene Exemplar enthält auf den ersten mit bunten Säulen und Ornamenten verzierten Blättern ein Verzeichniß der Wohlthäter und Gönner des Klosters. Darauf folgen verschiedene Urkunden und am Schluß beginnt die eigentliche Chronik, die bis zum Jahre 1317 reicht und an welcher verschiedene Verfasser

mitgewirkt haben, wie aus der wechselnden Dinte und Handschrift zu ersehen ist. Dieses älteste Werk ist sodann mit einigen Auslassungen in das spätere Chronicon Rastedense aufgenommen, als dessen Autor, besonders aus den vielen im Interesse des Erzstiftes zu Bremen gemachten Einschaltungen, Heinrich Wolters, Domherr zu St. Ansgarii, später Probst zu St. Willehadi, ebenfalls Verfasser einer Chronica Bremensis, anzusehen ist. Er hat sein Werk bis zum Jahre 1451 fortgeführt. Die Urschrift dieses letzteren Chronicon ist jedoch trotz aller Bemühungen nicht mehr aufzufinden und sind wir deshalb auf den Abdruck in der Sammlung des Helmstedter Professors Meibom angewiesen, welcher angiebt, daß der Druck nach dem im Archive des Grafen Anton Günther aufbewahrten und von diesem seinem Vater anvertrauten Exemplare erfolgt sei. Schiphower und Hamelmann sind für das Mittelalter meistentheils auf das Rasteder Geschichtswerk zurückgegangen, obgleich sie auch noch andere Klosterurkunden gekannt zu haben scheinen.

Es war natürlich, daß zunächst dem Kloster selbst ein möglichst erlauchter Ursprung gegeben werden mußte, und dies geschieht durch die Anknüpfung an einen bekannten Sagenstoff, an den Löwenkampf hier des Grafen Friedrich, welcher in der Fassung der Rasteder Mönche uns überliefert ist.

In der von seinen Vätern ererbten Grafschaft, welche Rüstringen, Stedingen, Ammerland und ein gut Stück von Sachsen bis zu der Holsaten Land umfaßte, saß der alte Graf Huno, der Sohn des Markgrafen Udo und der Gräfin Ida, mit seinem Weibe Willa und seinem ein-

zigen Sohne Friedrich. Noch stand kein festes Schloß zu Oldenburg und es war keine Hauptkirche in ganz Ammerland, außer in Wiefelstede. Aber Huno und die Seinen waren mildthätigen Sinnes und um der Noth des Gottesdienstes abzuhelpen, gründeten sie die Dorfkirche zu Rastede, dem heiligen Adalricus oder Ulrich zu Ehren, der bei den Augsburgern Bischof gewesen war und mit brünstigen Gebeten die Stadt gegen die Ungarn beschützt hatte. Als nun die Kirche mit schönen Gebäuden fertig war, ließ der Graf absonderlich für sich und seine Gemahlin eine Capelle unter dem Chore erbauen, der heiligen Anna zu Ehren, der Mutter Marien, wohin die Gatten sich still im Gebet zurückzogen, wenn sie der Last der weltlichen Geschäfte enthoben waren.

Zu dieser Zeit ereignete es sich, daß der Kaiser einen Reichstag aller Fürsten und Herren nach Goslar entbot. Das Alter und der Eifer frommer Werke jedoch verhinderten den Grafen Huno, dieser Ladung Folge zu leisten, weshalb Neider ihn als Treulosen bei seinem Lehnsherrn verleumdeten. Eine neue Ladung erging an ihn zugleich mit der Aufforderung, einen starken Kämpfer mitzubringen, der nach Friesen Art mit dem Kämpfer des Kaisers stritte. Des Kaisers Kämpfer aber war ein großer Löwe, dem man wenig Kost gereicht hatte, um ihn desto grimmiger gegen seinen Feind zu machen. Als nun der Graf mit seinem Sohne im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit im Lager des Kaisers ankam, befahl dieser dem jungen Manne, des Vaters Unschuld durch einen Kampf mit dem wilden Thiere zu erweisen. In schmerzlicher Bestürzung flehte der alte Graf zu Gott, daß er ihm, wie einst dem

Abraham, seinen Sohn erhalten möge. Er that ein Gelübde, zu Ehren der heiligen Jungfrau ein Kloster zu bauen, falls sein Sohn aus dem Rachen des Löwen wunderbarlich sollte errettet werden.

Graf Friedrich aber ging muthvoll in den Kampf und besiegte den Löwen, indem er ihm einen Strohmann vorhielt, auf welchen die Bestie lossprang, worauf er ihr das Schwert in die Seite stieß. Mit offenen Armen empfangend der Kaiser den Tapferen, hing ihm den Kriegsgürtel um und beschenkte ihn mit einem Ringe und verschiedenen Gütern in Westphalen. Graf Huno wurde wieder in seine Grafschaft eingesetzt und von aller Lehnspflicht befreit.

Dankesfüllt begann der Graf jetzt den Bau des Klosters bei Rastede und stiftete dabei ein Collegium von Weltgeistlichen, das er mit reichlichen Gütern bedachte. Dann starb er und wurde mit großer Feier im rechten Umgange des Klosters vor dem Altare Johannis des Täufers begraben. Kranke, die ihn hier zu besuchen kamen, wurden durch Wunder geheilt. Gräfin Willa beschloß ihr Leben in frommen Andachtsübungen und wurde neben ihrem Gatten beigesetzt. Ihr Sohn Friedrich vollendete den Bau des Klosters und führte die Regel St. Benedicts ein, damit die Mönche mit mehr Andacht Gott dienen. Er starb im hohen Alter, unvermählt, weil er mehr in Liebe zu Gott, als zu einem Weibe entbrannt war. Die Grafschaft und das Klosterpatronat kamen an den Grafen Egilmar II. im Ammerlande, der ein Sohn der Schwester Hunos, der Richenza, vermählt mit dem Grafen Eilmar I., war.

Die Erzählung hat allerdings einen sagenhaften Anstrich. Es sind keine Beispiele bekannt, daß Gottesurtheile mit Thieren vor deutschen Gerichten herkömmlich waren, und schwerlich möchte die Anwesenheit eines Löwen in Norddeutschland der Aufmerksamkeit auch anderer Chronisten entgangen sein. Hamelmann macht noch einen weiteren Zusatz, indem er berichtet, daß der Kaiser mit dem Blute des erlegten Löwen zwei Striche auf des Grafen Schild gemacht habe, wodurch die beiden rothen Balken des oldenburgischen Wappens im gelben Felde entstanden seien. Im Verein mit der Erzählung von dem Wunderhorn des Grafen Otto in den Osenbergen, welche Hamelmann aus unbekannten Quellen uns überliefert hat, gehört die artige Sage, die in ihrem historischen Kerne vielleicht auf ein Gottesurtheil durch Zweikampf zurückgeht, zu jenen Familiengeschichten, mit welchen die Phantasie des Volkes und das Ruhmbedürfniß der Familie selbst den Anfang aller hervorragenden Geschlechter zu schmücken pflegt. Beide Stoffe füllen angemessen die dunkle Periode aus, welche über der Genealogie der ammersehen Grafen ruht, von jenem Enkel Wittelinds an, der im 9. Jahrhundert erweislich zu Wildeshausen inmitten seiner Erbgüter saß und das Alexanderstift gründete, bis zu jenen ersten gewissen Stammvätern, den Egilmars, die zu Beginn des 12. Jahrhunderts an der sächsischen und friesischen Grenze auftreten. Aber Graf Friedrichs Heldenthat war ein populärer Stoff, der in den Volksliedern der ammersehen Bauern erklang und von gelehrten Leuten zu lateinischen Tragödien verarbeitet wurde. Noch zu Graf Anton Günthers Zeiten zeigte man in der olden-

burgischen Rüstkammer den Degen, mit welchem der junge Kämpfer das Thier durchstoßen haben sollte. Und regelmäßig wurden im Kloster zu Rastede die Jahrestage der hochseligen Stifter, des Grafen Huno, der Gräfin Willa und des Grafen Friedrich, mit Feier der Vigilien, Aufwartung aller Brüder und vermehrter Speisung der Armen begangen.

Der anderweitige Inhalt der Chronik gliedert sich nach der Reihenfolge der Äbte und ein jeder erhält Lob oder Tadel, je nachdem das Andenken von seinem Wirken in der Tradition sich gestaltet hat. Stets wird aufgezählt, was einer dem Kloster an Besitz und Geschenken zugebracht oder an Kirche und Gebäuden verbessert hat, und sei es auch nur der Bau eines heimlichen Gemaches, und ein vorzüglicher Ruhm des Vorstehers ist es, wenn er die vornehmen Leute, welche auf Durchreisen daselbst das Absteigequartier zu nehmen pflegten, gut zu bewirthen verstand. Das Gegentheil seinen Brüdern gegenüber war der Abt Albertus, zu dessen Zeiten der wüste Graf Johannes vor den Thoren des Klosters lag. Ob die Noth den Abt zwang oder eine böse Characteranlage ihm eigen war, er theilte dem Kloster ein so sparsames Maß an Trank, Butter und Brod zu, daß die Brüder gegen ihn rathschlagten und ihm viel Drangsal anthaten. Der 5. Abt Conrad ging nicht sparsam mit dem Kirchengute um, so daß die Brüder zwei aus ihrer Mitte, die als in den Wissenschaften gebildet bezeichnet werden, nach Rom sandten, um ihn hier zu verklagen. Als sie zurückkamen, legte der Abt sein Amt nieder und ward Predigermönch zu Bremen. Auch aus anderen Anlässen mag der Friede im Innern

der Bräderschaft oft genug gestört sein. Das abgeschlossene Leben gab große Reizbarkeit und erzeugte Neugierde und Klatschsucht. Zuweilen können die Brüder sich über die Wahl eines Abtes nicht einigen und dann setzt ihnen der Erzbischof einen solchen aus einem fremden Kloster.

Von dem oft kleinlichen Treiben innerhalb der eigenen Mauern wendet sich indessen der Blick des Annalisten zu den Vorkommnissen der großen Welt. Die Schicksale des oldenburgischen Grafenhauses, der Bremer Kirche und der Nachbarlöster sind ihm wichtige Angelegenheiten. Er erzählt von den weißen Cisterciensern in Hude, von dem Untergange der gottlosen Stedinger in ihren Dörfern längs des Sumpfes, von den Kämpfen der Friesen, bei welchen einmal der Abt Meinricus, vom Stedinger Adel, eine angesehene Vermittlerrolle spielte, und dann dringt wie ferner Donner auch wohl die unheimliche Kunde von einer großen Wassersnoth hinein in den Lärm hadernder Völker. Fast auf jeder Seite kommen die Namen der kleinen, jetzt meistentheils verschollenen Adelsgeschlechter vor, die im Ammerlande zahlreich ansässig waren, bis sie allmählig von dem mächtigeren Dynasten, der durch das Grafenamt zur Reichsstandschaft aufstieg, verschluckt wurden. Die Schreibart ist keine fließende und das barbarische Latein mit latinisirten deutschen Worten durchsetzt, welche auf den ersten Blick das Verständniß erschweren. Das ganze geistige Niveau, das aus den Aufzeichnungen uns entgegentritt, ist ein äußerst niedriges. Wüster Aberglaube, wie die Fabeln von den Reliquien, wechselt mit geschichtlichen Mißverständnissen, so oft auch der Scribent beflissen ist, durch das Citat aus irgend einem Kirchen-

chriftsteller oder einen nicht immer geistreichen Spruch seine mönchische Gelehrsamkeit in das rechte Licht zu stellen. Nur zuweilen scheint ein anderer Geist über den Schreiber zu kommen. Wenn er berichtet, wie ruhmvoll in der Schlacht auf der Tugelermarsch Johannes von Mansingen die Fahne der Reuter getragen und Oltmann von Beverbäke die Fußgänger geführt habe, mit welcher wichtigen Schlägen die ammerländischen Bauern später die prahlerisch in das Land fallenden Friesen demüthigen, durchweht etwas wie dichterischer Schwung seine unbeholfene Erzählung und man darf annehmen, daß sein Herz an einem Gegenstande sich erwärmt, von dem das Volk in Sagen erzählte und in Liedern sang.

Noch berühmter aber ist ein anderes Klosterwerk, die Bilderhandschrift des Sachsenspiegels, der Codex picturatus Oldenburgensis, im Jahre 1336 auf Veranlassung des Grafen Johann von dem Mönche Hinrich Gloyesten geschrieben, der aus einer adeligen Familie des Ammerlandes stammte, die unter dem Namen Gloystein und bäuerlichen Standes noch jetzt in Morriem ansässig ist. Die Abschrift war nach einer am Schlusse befindlichen lateinischen Notiz zunächst zum Besten der Ritterschaft bestimmt, nicht um neues bürgerliches Recht einzuführen, sondern damit der Adel bei Streitigkeiten zu dieser als vortrefflich anerkannten Sammlung Zuflucht nehmen könne, weil damals fast alle älteren Ritter der Grafschaft gestorben waren und das Recht der Väter den Söhnen unbekannt zu werden drohte.

Die Handschrift gehörte zur Bibliothek des Grafenhauses und ging mit derselben nach dem Tode Anton

Günthers in den Besitz des Grafen von Oldenburg und später der Bentink'schen Familie über. Bei dem Schloßbrande in Barel 1751, der die ganze Büchersammlung verzehrte, wurde sie nur durch den glücklichen Zufall gerettet, daß sie mit noch zwei anderen Handschriften, dem glossirten Sachsenpiegel und dem 1355 von dem Canonicus Bernhard Spoliken zu Wildeshausen geschriebenen Schwabenspiegel, an den gelehrten Gruppen in Celle verliehen war. 1877 wurde sie von den Bentink's wieder für die Privatbibliothek des Großherzogs von Oldenburg erworben, der sie in einer schönen, durch A. Lübben und v. Alten besorgten Ausgabe der Oeffentlichkeit hat übergeben lassen. Während die anderen drei Bilderhandschriften, die Heidelberger, Wolfenbütteler und Dresdener, einen hochdeutschen Text liefern, ist sie die einzige mit niederdeutschem Texte und überhaupt die nach Zeit und Ort genau bestimmte älteste Handschrift des niederdeutschen Idioms, die wir kennen. Jedes Blatt ist in zwei Columnen gespalten, deren eine den Text, die andere die Bilder enthält, die in drastischer Symbolik und in oft ungefügiger, aber stets lebendiger Zeichnung die Rechtssätze zu illustriren suchen und für die culturgeschichtliche Anschauung einer längst vergangenen Zeitepoche eine wahre Fundgrube bieten. Da fehlt am Eingange nicht der Kaiser, der dem Papste, welcher auf einen Esel steigt, den Steigbügel hält. Um zu belegen, daß der Frau nach des Mannes Tode die Hälfte alles dessen zufällt, was sich zu dieser Zeit an verzehrbarer Waare im Hause findet, langt auf dem Bilde ein Mann mit einer hölzernen Gabel nach den Schinken und Würsten am Wiemen, welche den daneben sitzenden

Parteien zu gleichen Theilen auf die Köpfe fallen. In ähnlicher Weise sind andere Rechtsfälle dargestellt. So verglichen mit dem Texte beleben sich diese rohen und ungefügten Bilder. In einer Durchzeichnung von Gruppen haben sie Goethe vorgelegen, der sich für ihre Veröffentlichung schon damals sehr interessirte.

* * *

Ehrwürdiger Bruder Hinricus, als Du auf dem schön geglätteten Pergamente emsig die Rabenfeder gleiten ließeest und Dein Mitbruder die Tuschse rieb, um in Roth und Blau die zierlich gewundenen Initialen nachzuziehen, wußtest Du in Deiner Einfalt sicherlich nicht, welch Kleinod Du als Frucht Deiner mühseligen Arbeit der dankbaren Nachwelt hinterlassen solltest! Anders war es geworden in der Gegend, seitdem Deine Vorgänger in der gelichteten Rodung den Grund der Kirche und die Wohnungen der Brüder ausmaßen, anders auch in den Herzen der Menschen. Wenn sie im Frühjahr die Bilder der Heiligen um die Dorfflur ziehen, um Regen und Fruchtbarkeit für die aufkeimende Saat zu bewirken, so handeln sie jetzt im ehrlichen Christenglauben und ahnen nicht mehr, daß uralte heidnischer Brauch in der lieben Gewohnheit fortlebt. Wenn sie die Weihnachten begehen und die Ankunft der drei Könige aus dem Morgenlande, so denken sie in ihrer Freude nur an das, was ihnen jetzt die Kirche lehrt, und wissen nicht mehr, daß es einst die alte fröhliche 'Jahzeit war und der Zauber der heiligen zwölf Nächte, in denen um die Jahreswende Walder, der Sonnengott, auferstand und die Himmlischen zur Erde

kamen, den deutschen Herd, das deutsche Heimwesen zu segnen. Anders war es geworden aber auch in dem bürgerlichen Leben. Nicht mehr wie zur freien Sachsenzeit versammeln sich alle wehrhaften Männer der Gemeinde zum Volksthing, sondern gewählte Schöffen treten an gesetzlichen Gerichtstagen zusammen und finden das Recht, aber unter Leitung des Grafen oder seines Vogtes. Jedoch noch war trotz der aufgedrängten Rechte der Kirche und der fränkischen Sieger eine große Summe von Volksfreiheiten vorhanden, und als, wackerer Gloyesten, Dein Herr Dir befahl, das Rechtsbuch Eike von Repkow's kunstaffertig in neuer Abschrift herzustellen, damit die gräflichen Ritter und Amtleute nicht ferner schwanken sollten, was in Land- und Lehnrecht der Sachsen Herkommen sei, sahest Du kaum schon die Wandlung sich vorbereiten, da das Product einer fremden Cultur, das Vermächtniß eines längst untergegangenen Volkes, sich schwer und schwerer auf die einheimische Entwicklung zu lagern begann, da das Recht, nach welchem Ihr kahlköpfigen Kleriker lebet und die nicht immer bescheidenen Privilegien Eurer Kirche geltend machtet, verwirrend übergriff in die ehrbaren Satzungen der Weisthümer und Willküren, da die lebendige Kraft der Rechtserzeugung, die in einem von der gleichen Theilnahme Aller getragenen vielgestaltigen Volksleben pulsrte, zu verdorren anfang in den unverständenen Formeln und den Practiken des gelehrten Handwerks.

Das Mittelalter ging zur Rüste. Die alten Benedictiner waren reich und behäbig geworden. Andere Rittenträger übernahmen den Kriegsdienst für das wankende Gebäude der Hierarchie. Die Klöster verloren ihre

volkstümliche Bedeutung, als die Ergebnisse jener vielhundertjährigen Erziehungsarbeit zu reifen begannen, welche die katholische Kirche, die große Civilisationsanstalt einer jugendlichen Zeit, an den Völkern vollzogen hatte.

Ueber die späteren Schicksale des Rasteder Klosters sind uns wenige Nachrichten aufbewahrt. Das Verhältniß zwischen den Mönchen und ihrem Schutzherrn war schon öfter ein getrübtcs gewesen und brach 1440 in einen ärgerlichen Konflikt aus, als es sich um die Beisetzung des Grafen Diedrich handelte, den der Abt im Erbbegräbniß der Familie aufzunehmen sich weigerte, weil er im Kirchenbanne gestorben war. Der Graf hatte nämlich einmal zwei Mönche aus dem St. Pauli-Kloster zu Bremen festnehmen und an einen Pflug spannen lassen, weil sie in den Grafschaften gebettelt und sich wohl ungebührlich dabei aufgeführt hatten. Ihr Abt nahm jedoch die Sache übel und verhängte den Bann über den Grafen, welcher sich wenig an den Zorn eines so kleinen Herrn wird gekehrt haben, zumal er mit dem Erzbischof immer gut Freund blieb. Jetzt aber nahmen die Rasteder Mönche, welche der gräfliche Kanzler, Elias Unverzagt, sehr dadurch beschädigt hatte, daß er die Klostermeier landsteuerpflichtig machte, die Sache wieder auf, um nachträglich ihr Muthchen an dem Verstorbenen zu fühlen. Die Folge war, daß das Erbbegräbniß des gräflichen Hauses in Rastede einging und ein neues in der St. Lambertikirche zu Oldenburg errichtet wurde.

Später setzte sich Graf Gerhard der Streitbare nach einem bewegten Leben in Rastede zur Ruhe, bis der un-

versöhnliche Haß seiner Feinde den Greis noch einmal in die Fremde trieb. Er endigte 1499 auf einer Wallfahrt nach S. Jago di Compostella in Spanien. In seiner Jugend hatte er mit seinem Bruder Moritz den anstößigen Erbschaftsstreit gehabt, über welchen die Jungfrau Maria so drastisch ihren Unwillen äußerte. Später war er mit dem Erzbischof über den Umfang seiner Synodalgerichtsbarkeit in Conflict gerathen. Der Geistlichkeit gegenüber hatte der stattliche Herr, von dem man sich erzählte, daß er stets eine goldene Kette getragen und nie sein Schwert abgegürtet habe, sich überhaupt als strenger Gebieter erwiesen. Zu verschiedenen Malen griff er in das Klosterleben ein und versuchte energisch eine Abstellung der Mißbräuche, die sich hier wie überall eingeschlichen hatten. Allerdings waren diese Maßregeln nie von dauerndem Erfolge begleitet gewesen.

Mit der Zucht in den mittelalterlichen Klöstern hat es bekanntlich stets seine eigene Bewandniß gehabt. Je nach der Sinnesart des Vorstandes schwankte sie zwischen harter Ascese und unverhüllter Weltlust. Man braucht für die Grafschaften nicht auf die Schilderung zurückzugreifen, die Schiphower von den verkommenen Ordensleuten des 15. Jahrhunderts entwirft, zumal er als Augustiner vielleicht einiger Eifersüchtelei gegen die Benedictiner zu Rastede, die nie seine Freunde waren, geziehen werden könnte. Die Chronik der Mönche selbst bietet in köstlicher Naivetät einen reichen Stoff zu Sittenbildern aus damaliger Zeit.

Der 1401 zum Abte erwählte Bruder Reinerus war ein kluger und von allen werthgehaltener Mann, aber

gegen den Reiz weiblicher Anmuth so wenig gefeit, daß er sich eine Frau hielt, die ihm eine Tochter Beate gebär, und im Alter noch dazu eine gewisse Adelheid zu sich ins Kloster nahm, die sich auch bei seinen Mönchen großer Verehrung erfreute. Aber auf den folgenden Abt, Johannes Fabri, einen Zinkenbläser und Gräuelmenschen, ergießt der erboste Chronist die volle Schale seines Zorns. Wir haben allerdings ein Mustere Exemplar der Gattung vor uns. Fabri stammte aus dem Kloster St. Paul bei Bremen und ward von dessen Abte, der ihn als Störenfried gerne los sein wollte, angestiftet, sich um die Rasteder Abtei zu bewerben. In der That gelang es dem Ehrgeizigen, die Fürsprache mächtiger Gönner zu erwerben. Dem Grafen hatte er nicht nur Hafer für seine Pferde, sondern auch Speck, Roggen und Gerste, desgleichen 100 Rheinische Goldgulden versprochen und dem Costnizner Bischofe Theodoricus zahlte er 60 Gulden für die Confirmation. So war er auf gut simonisch in den Besitz der Pfründe gekommen. Doch lebte er mit allen in Haß und Streit. Auch er hatte einen Sohn, für welchen er vom Erzbischofe Dispensation zu erlangen hoffte, welcher letztere ihn jedoch wegen seines ärgerlichen Aufzuges in Bremen in Strafe nahm. Als der Gesandte des Concils zu Basel, der gelehrte Doctor Boldewinus, zur feierlichen Visitation erschien, stand Johannes Fabri da wie ein Delgöze und wußte Nichts zu sagen. Ein Unterfoch, Namens Geerken, hatte vollständige Gewalt über den trefflichen Abt erlangt, sodaß er sich ansehnlich auf Kosten des Klosters bereichern konnte, das Holz aushauen ließ und die Mönche fast in Armuth

brachte. Der damalige Prior, Namens Meinardus, trieb nebenbei einen Handel mit Thierfellen und Pferden und nutzte seine Gaben nicht zu Christus Ehren, sondern zu seines Beutels Besten, wofür es ihm nun einigermaßen zur Entschuldigung gereichte, daß er bei seinem Ableben auch das Kloster gut bedachte.

Die Zeit der Abrechnung aber war gekommen. Die Hälfte des Nationalvermögens hatte die todte Hand im Laufe des Mittelalters an sich gezogen. Was war es Wunder, daß mit der gesunkenen Achtung vor der verderbten Kirche und einem sittenlosen Mönchsthum abermals eine Periode der Säkularisationen einbrach und alle Fürsten im Reiche sich auf die geistlichen Güter stürzten, die Katholischen nicht minder eifrig wie die Protestanten.

Der letzte (27.) Abt zu Rastede, Johannes Hesse, war 1504 gewählt. Nach dessen Tode 1546 wurde das Kloster eingezogen und diente mit seinen reichen Einkünften zur Abfindung des Grafen Christoph, der, nachdem er sein ganzes Leben sich in auswärtigen Fehden getummelt hatte, sich 1559 hierher zurückzog. Es ging jetzt im Kloster zu, wie an einem Hofe der Renaissance. Nicht nur die alten Kriegskameraden des Grafen kamen, ihn aufzusuchen, sondern auch gelehrte Leute, die sich des geistig angeregten Umganges des hohen Herrn erfreuten. Als er 1566 seinen Tod herannahen fühlte, überkam ihn das Bedürfnis, einen Theil des von ihm aus den ehemals geistlichen Gütern Ersparten wiederum frommen Stiftungen zuzuwenden, die noch heute seinen Namen in der Nachwelt lebendig halten.

Den Grafen Anton Günther lockte die gesunde Luft der hohen Gegend, die vielen Büsche und die gute Wildbahn, so daß er seine Sommerresidenz nach Rastede verlegte. Für den Ort der frommen Ansiedelung beginnt damit eine Periode weltlichen Glanzes. Regelmäßig zur schönen Sommers- oder Herbstzeit begab sich der Graf mit den fürstlichen Gästen, die so gerne an seinem prachtliebenden Hofe weilten, dorthin, um sich am Landleben zu ergötzen oder das edle Maidwerk zu pflegen. Wenn damals ein alter Mönch aus seinem Grabe in der Kirchhofsecke aufgestanden wäre, wo die todten Brüder neben einander lagen, so würde er wohl bedenklich das kahle Haupt geschüttelt haben beim Anblicke der rauschenden Luft, die sich auf der Stelle der klösterlichen Einsamkeit entfaltete. Noch stand die alte Klosterkirche, aus Quadersteinen aufgeführt und jetzt neu gebessert, unter dessen Chore Graf Huno, seine Gemahlin Willa und Graf Friedrich, der Löwenkämpfer, lagen und des Grafen Moritz Bildniß auf einem schönen steinernen Epithaphium zu sehen war. Südwärts befand sich das niedrige Wohnhaus der Mönche und den Hof, auf welchen man mittelst einer Zugbrücke über den Graben gelangte, umgaben die Wirthschaftsgebäude. Zwischen Kirche und Kloster aber, wo auch jetzt ungefähr das Schloß steht, hatte Anton Günther ein neues Gebäude aufführen lassen, zweistöckig und mit einer hölzernen Gallerie um die äußere Front. Köstliche Gemälde schmückten den großen Saal, darunter befanden sich die Darstellung von Graf Friedrichs Löwenkampf und Bilder der hervorragendsten Pferde mit den seltensten Farben, alle übertroffen von dem berühmten

Kranich mit den ungeheuren Mähnen und Schweif, welchen der taubstumme Maler Wolfgang Heimbach aus Ovelgönne mit feiner Kunst abconterfeit hatte. Selbstverständlich war eine Stuterei bei dem Schlosse und, wo später das Amtshaus stand, erhob sich ein Marstall und eine Reitschule. Die jungen Adelligen aus aller Herren Länder, angelockt von dem Rufe des ersten Pferdekenners im Reiche, besuchten dieselbe gern, um sich in der Schulreiterei, im Spiegelsechten, Ritterspielen und anderen noblen Exercitien standesgemäß auszubilden. Weiter hinaus aber breitete sich der Lustgarten mit schönen quadratisch angelegten Beeten und die Wildbahn aus, auf welcher das schmackhafte Volk der Jasanen, welche der Graf von seinen Reisen mitgebracht hatte, sich so zahlreich vermehrte, daß man es bald zu Tausenden zählte.

Auf seinem Lieblingsstize schloß Anton Günther hochbetagt seine Augen und mit seinem Tode fiel eine reiche Erbschaft auseinander. Rastede verblieb durch Austausch in dem Besitze der Feudalerben, welche es der Prinzessin Sophie Eleonore von Holstein-Beck zum Wohnstize anwiesen, die in der St. Annen-Grust der Dorfkirche begraben ward. Nach ihrem Tode kauften der Statthalter, Graf Lynar, und 1756 der Justizrath von Römer das Schloß. Dieser hatte früher als Supercargo bedeutende Handelsreisen, namentlich nach China, gemacht und die gesammelten Reichthümer theils zum Ankauf von Amt und Adel, theils zur Erwerbung der Rasteder Besizung verwandt. Römer ließ den berühmten holländischen Baukünstler Reddykheid kommen, der das Schloß von Grund aus umbaute, aus Alinkern den Buitenplaats herstellte

und den Garten nach damaligem Geschmacke mit Buch- und Laubhainhecken verzierte, zwischen denen ein steinerner Neptun mit seinen Tritonen die Wasserstrahlen in die Luft sandte. Auch wurde die wüste Klosterkirche abgebrochen, nachdem die Reste der dort ruhenden Grafen in die Dorfkirche überführt waren. Als durch eine glückliche Combination der nordischen Politik der in Holstein gebliebene Zweig der gottorpischen Linie in das alte Stammland des Hauses heimkehrte, war es ein Act natürlicher Pietät, daß das mit so vielen Erinnerungen der Familie verknüpfte Besizthum durch Ankauf von den Römischen Erben alsbald in die Hand des neuen Landesherrn zurückgelangte.

Und wiederum ist es anders geworden in der Gegend, seitdem der Chronist und der Schönschreiber in dämmeriger Zelle auf ihre Arbeit sich beugten, und anders reden und träumen die Menschen. Verschwunden ist der Bau St. Benedicts, die Clausur, der Kreuzgang und die Wohnung des Abtes, und die vornehme Ruhe eines fürstlichen Land-sizes breitet sich über der Stelle aus, wo man die Messe sang und der Ruf der Glocke die strenge Ordnung des Lebens regierte. Von der alten Kirche, die unseren Vorfahren gefiel, trennt uns eine tiefe Kluft der geistigen Anschauung und als Umbildung des Apostelglaubens empfinden wir, was doch auch malerisch das Leben verschönte. Die Zeit ist unserem Bewußtsein fremd geworden, als auch hier im Norden sich Kreuze und Capellen an den Wegen erhoben und um die Gotteshäuser der Glanz der Processionen sich drängte. Und wer in den schattigen Gängen des Schloßparkes wandelt, wo in dem Küchen-

garten der Mönche zuerst die seltene Frucht der Traube reifte, oder über den See auf die Mühle blickt, die Abt Otto dem Kloster erwarb, dem wird die Vorstellung nicht leicht, daß einst die schwarzen Gestalten frommer Brüder sich in dieser sonnigen Landschaft ergingen. Das Kloster, der Garten und so Manches hat sich geändert, nur eins ist geblieben, die Poesie der Natur, die gleichgültig heiter auf Alles lächelt, was Menschenwitz hier baute und zerstörte.



Inhalt:

Einleitung. — Fahrt nach Zwischenahn. — Allgemeiner Charakter der Landschaft. — Spaziergang um den See. — Hopfenbau. — Hydrographische Verhältnisse. — Die Pflanzenwelt. — Die fische. — Die Entstehung des Meeres. — Die Eiszeit der Erde und die Bildung der Landseen auf der norddeutschen Tiefebene. — Die ersten geschichtlichen Erinnerungen von den Bewohnern. — Die Grafen und die ersten Kirchen. — Der Brudermord auf der Kreuzwiese. — Kriegerische Ereignisse. — Burgfrieden auf den Bauernhöfen. — Die Herren von Elmendorpe. — Die drei Berge. — Der Gesundbrunnen zu Helle. — Die Neuzeit.

